

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

als im Sommer 1789 nach Stuttgart die Nachrichten dringen, dass sich in Paris die Vertreter des Dritten Standes zur Nationalversammlung erklären und der König diese anerkennt, jubelt Schubart in seiner Vaterlandschronik:

»Wie groß ist ein Volk, das Eintracht beseelt! – Des Kriegers Schwert stumpft an ihm, und vor ihm bücken sich Könige und Königinnen.«

»Heil mir, daß ich die Zeit erlebte, wo man das schändliche Büken und Beugen u. Krümmen vor den Feudegöttern, die so wohl wie unser Eins auf den Nachtstuhl müßen, für Idolatrie hält«.

Die Möglichkeit einer Ansteckung der Deutschen durch den französischen Revolutionsgeist betrachtet der Dichter und Journalist allerdings skeptisch:

»Mein Gott, was für eine armselige Figur machen wir krumme und sehr gebückte Deutsche jetzt gegen die Franzosen! – Ihre Beredsamkeit ist ein Donnersturm, ihr Geist der Handlung ein Wetter, vor dem die Throne zittern. Mein Patriotismus hat seit einiger Zeit das Schwindfieber. «

Seit Beginn des Jahres hatte Schubart die Französische Revolution ins Zentrum seiner Zeitschrift ›Vaterlandschronik‹ gerückt, die in den nächsten zwei Jahren ihre Auflage auf 4.000 Stück verdoppelt. Die Leser verschlingen die gedruckten Nachrichten aus Frankreich.

Auch als im Jahr 1790 die ersten Aristokraten getötet werden, hält Schubart die Revolution weiterhin für eine gute Sache, obwohl er Gewalt eigentlich ablehnt. Im seinem Gedicht ›Freiheit‹, geschrieben anlässlich der Grande Peur, der Bauernunruhen in Frankreich, heißt es: »Ein Volk, bespritzt mit Blut, verdient nicht frei zu sein, |In härtere Sklaverei stürzt es sich selbst hinein.«

Die Hinrichtung des Königs hat Schubart, der am 10. Oktober 1791 starb, nicht mehr erlebt, auch nicht die jakobinische Diktatur und die Terreur von 1793/94. In der Zeit, die ihm verbleibt, wird er zunehmend kritischer gegenüber dem Fortgang der Revolution, vor allem hinsichtlich der Gewalt.

Er nähert sich damit der Auffassung der meisten deutschen Intellektuellen seiner Zeit; diese begrüßen Verfassungsreformen und die Beschneidung der fürstlichen Rechte, lehnen den politischen Umsturz und eine politische Rolle des Volkes ab. Man will die Revolution als Werk der Aufklärung begreifen, als eine Art tiefgreifender Reform – eine Lesart, für die es freilich in der späten Phase der Revolution nur noch wenige Anhaltspunkte gibt. Die deutschen Intellektuellen erhoffen sich paradoxerweise von der Revolution eine evolutionäre Entwicklung vom aufgeklärten Absolutismus hin zu einer konstitutionellen Monarchie.

Mit dem Fortschreiten der revolutionären Ereignisse stellt auch Schubart, wie der von ihm verehrte Christoph Martin Wieland in seinem ›Teutschen Merkur‹, die Monarchie nicht mehr infrage. Im August 1790 schreibt Schubart in der ›Vaterlandschronik‹, die seit Mai

desselben Jahres unter scharfer Zensur steht: »Europa neige sich zu einer allgemeinen Reform hin – in der Religion, Staatsverfassung, Philosophie, Gesetzgebung und Sittlichkeit.«

Dennoch: Schubart hatte seit den 60er Jahren den Despotismus kritisiert, die unterdrückerischen Praktiken der Fürsten, ihre Verschwendung und die Ausbeutung des Volkes angeprangert. 15 Jahre vor der Französischen Revolution hatte er in seiner ›Deutschen Chronik‹ geschrieben: »Wenn aber der Baur ärger als Vieh behandelt wird; wenn er in armseligen Lumpen unter seinem Moosdache hervorkriecht, und hinterm Pflug keucht; [...] dann haut sich der Staat die rechte Hand ab, womit er's Brod dem Munde bietet.« Wegen solcher und ähnlicher Äußerungen hatte ihn der württembergische Herzog Carl Eugen für 10 Jahre inhaftiert. Dabei hatte Schubart nie eine Entmachtung der Fürsten gefordert, sondern eine Beschränkung ihrer Rechte. Er wollte die politische Stärkung des dritten Standes und eine Verbesserung der sozialen Lage des Volkes, dem er sich immer eng verbunden fühlte. Erst wenn das Volk reif sein würde, sie richtig anzuwenden, sollte ihm nach Schubarts Ansicht die politische Freiheit gewährt werden. Mit seinen Schriften wollte er das Volk zu diesem Grad der Reife führen; seine Vorstellung von Freiheit verband sich mit Pflichten und einer moralischen Haltung.

Schubarts Äußerungen zur zeitgenössischen Politik sind voller Widersprüche – das macht es so schwierig, seine Position zu begreifen. Schubart prangerte die Ausbeutung und das Elend der Bauern an, stellte aber die Ständegesellschaft nicht in Frage. Er kritisierte einzelne Monarchen und meinte deren schlechte Regierung, nicht aber die Monarchie an sich. Er wollte die Feudalordnung nicht antasten und war doch überzeugt, dass man rebellieren sollte; allerdings sah er die Bedingungen dafür wegen des Untertanengeistes in Deutschland kaum gegeben.

Die heute beginnende und morgen Nachmittag endende Veranstaltung ist in mehrfacher Hinsicht etwas Besonderes. Zunächst ist sie das für uns Referenten, die wir üblicherweise in nüchternen, wenig inspirierenden Seminarräumen tagen und längst nicht immer vor so großem Publikum. Indem der Oberbürgermeister der Schubart-Stadt Aalen das Rathaus für das Universitätsvölkchen geöffnet hat, können sich Wissenschaft und städtische Kultur begegnen. Dass dies zu den wichtigsten Anliegen Schubarts gehörte, der auf dem Land und in den Städten durch seine Stegreif-Auftritte mit Musik und Poesie und seine gelehrten Vorträge das Volk erreichen wollte, brauche ich vor diesem Publikum nicht zu erklären.

Schubart liebte Aalen und die Aalener, obwohl er nicht dort geboren war: »In der Reichsstadt Aalen, « schreibt Schubart in einer Erzählung, »wohnen zwischen Bergen, Eichenwäldern und dem fischewimmelnden Kocher dreitausend gesunde, knochenfeste, rauhschallende, biedere, altdeutsche Menschen, die dem Nordsturm im Rohrwang lieber horchen, als dem Lispel des Wests in Buchhecken. «

Etwas Besonderes ist diese Tagung auch, weil sie die Gründung einer Schubart gewidmeten Gesellschaft umrahmt – eine Initiative, die ebenfalls auf die Stadt Aalen und ihren Oberbürgermeister zurückgeht.

Vorgestern wurde ich für ein kurzes Interview von einem Journalisten der Aalener Zeitung gefragt, was Schubart wohl zu dieser Gründung einer Gesellschaft gesagt hätte, die ihn und sein Werk lebendig halten will. Ich denke, er hätte es vielleicht als eine Art

Wiedergutmachung verstanden, denn er konnte seine großen Begabungen aufgrund der politischen Situation in Württemberg nicht angemessen entfalten. Schubarts Sohn Ludwig schreibt postum über seinen Vater: »Schade, daß ihm ein kleiner Despot den Kern seines Lebens rauben durfte! Schade, daß Er nie in einen größern, seiner würdigern Wirkungskreis kam! Er hätte alsdann nicht bloß rhapsodisch gearbeitet, sondern Meisterwerke für die Nachwelt aufgestellt: denn er war einer der talentvollsten Männer seiner Zeit!«

Ich danke dem Oberbürgermeister der Stadt Aalen für die Einladung, im Rathaus eine Schubart-Tagung zu veranstalten; ich danke Herrn Dr. Schurig, dem Leiter des Kulturamts, für die Vision und die kontinuierliche Unterstützung; ganz besonders danke ich Frau Singer vom Kulturamt und ihrem Team für die exzellente Zusammenarbeit.

Ich danke 10 ausgewiesenen Experten für die Geschichte, die Musik und die Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die sich in Aalen zusammengefunden und zum Teil weite Wege zurückgelegt haben, um hier, inspiriert vom genius loci, gemeinsam zu arbeiten.

Und ich danke den Gästen, dem Publikum, das so zahlreich erschienen ist! In einem Brief an seinen Bruder Jacob, der in Aalen Lehrer war, fragt Schubart im Mai 1767: »Wer denkt in Aalen noch treu und freundschaftlich von mir?«

Hier sitzen sie!

Vielen Dank.